

Die Blicke richten sich ins Wohnzimmer

Die Wiener Festwochen starteten weit draußen in der Donaustadt. In der Eishockeyhalle vollzog sich eine Theatervision.

FLORIAN OBERHUMMER

WIEN. Wer die U1 an der Station Kagran verlässt, sieht sich mit Einkaufszentren konfrontiert, einem Busbahnhof – und der sogenannten Erste-Bank-Arena. Acht Monate im Jahr beherbergt der schmucklose Funktionsbau die Vienna Capitals. Am Samstag zogen schwarz gekleidete junge Menschen an der Eingangstreppe die Blicke der Passanten auf sich. Zu hypnotischtechnoiden Soundfächern vollzogen sie ein eigenartiges Ritual. Sie wechselten einander dabei ab, eine riesige schwarze Fahne zu schwenken, Kunst und stundenlang.

Die polnisch-kanadische Chorografin Ula Sickle hat diese Performance entworfen, die während der Protestbewegung in Warschau gegen das Anti-Abtreibungs-Gesetz entstand. Das Betrachten dieser unauthorisierten Drehbewegungen hat aber auch im Österreich des Jahres 2019 etwas Beruhigendes – nicht zuletzt in politischer Hinsicht. Irngewöhnlich setzt sich zur Wehr und zeigt Flage. Haltung ist notwendig wie selten zuvor.

Der 22. Wiener Gemeindebezirk zählt nicht zu den ersten Zielen für Kulturmenschen in Wien. Jenseits der Donau zählt die Masse, rund 187.000 Menschen leben in diesem Flächenbezirk. Der neue Wiener-

Festwochen-Chef Christophe Slagmuylde hat für das erste Festivalwochenende bewusst den Weg in die Donaustadt gesucht. „Was kann man tun, um ein Stadtfestival zu sein“, fragte Slagmuylde in seiner Eröffnungsrede. „Es ist ein Versuch. Wir müssen irgendwo anfangen.“

Ein kleines Festival im Festival bot eine Reihe an Attraktionen, die reichlich Luftkunststücke anzogen. Ähnlich rituellen Charakter wie die Eröffnungsperformance von Ula Sickle hatte auch die Arbeit „Beauté“ der marokkanischen Chorografin Bouchara Ouizguen: Ein Dutzend Frauen in weißen Kopftüchern formierte sich am offenen Platz vor der Arena und kreierte un-

Eine ganze Stadt hat in der Eishockeyarena Platz

ablässig kopfnickend einen suggestiven rhythmischen Fluss aus Herausgepressten Vokalen. Erst als sich die Teilnehmerinnen, eine nach der anderen, aus dem Ensemble, wurde der Kern dieser Performance deutlich: Ohne Teilnahme des Einzelnen verurstimmt eine Gesellschaft irgendwann.

Das szenische Zentrum des Eröffnungsspektakels war die Premiere von „Diamante“, einem wahnwitzigen Theaterexperiment. Der argen-



Von Häuschen zu Häuschen wandern die Zuschauer durch die Stadt Diamante.

BILD: SNFESTWOCHE/WAGNER-Strauß

tinische Autor und Regisseur Mariano Pensotti hat eine ganze Stadt in die Eishockeyhalle eingepflanzt, um die Geschichte einer fiktiven Werksiedlung zu erzählen. Ein deutscher Unternehmer hat die Stadt aus dem Reißbrett in einer östlichen südamerikanischen Region gebaut und Mitarbeiter dort ansiedelt. 100 Jahre später haben die Bewohner der von der armenischen Außenwelt abgeschotteten Stadt mit der globalen Wirtschaftslage und Alltagsproblemen zu kämpfen.

Das Außergewöhnliche dieser Theaterart ist die Erzählweise: Die Besucher wandern – mit oder ohne Leihstuhl – von Häuschen zu Häuschen und blicken in die Wohnzimmer. In jeder der elf Stationen spielt eine kurze Szene, die Mini-dramen führen sich zu einem großen Ganzen. Da ist Ruben, der gemeinsam mit seiner Frau Sonja den Sohn seines Bruders großzieht. Als der wieder nach Diamante zurückkehrt

und sein Kind zurückfordert, bricht für das junge Paar eine Welt zusammen. Über mehrere Stationen vollzieht sich das Drama von Rebeca und Leandro, der seine Frau mit der Managerin Claudia betriegt. Eine zentrale Rolle spielen auch Bettina und Sebastian, die deutschen Rechtsanwälte, bei denen Unbekanntes eingebrochen haben. Diese Tat bildet eine Zäsur, schließlich wird Diamante wie eine Festung bevächt.

Rund 90 Minuten Nettospielzeit umfasst jedes der drei Kapitel, deren Einzelteile miteinander verzahnt sind. Eine logistische Meisterleistung des zweit Dutzend Darsteller und des Produktionsteams: Nur ein einziges Mal wird die Szenerie aus technischen Gründen für wenige Momente gestoppt. Pensotti Theatervision lebt vom Voyeurismus der Zuseher, die in jedem Haus per Überteil mit Zusatzinformationen versorgt werden. Der

Abend verbindet den Erlebniswert eines Wandertheaters mit dem Suchtfaktor einer Streaming-Serie, die den Zuseher auf der Couch Folge für Folge intensiver in ihre Welt eintauchen lässt. Die größte deutschsprachigen Charaktere durchleben allesamt markante Entwicklungen, analog zum wirtschaftlichen Niedergang des Unternehmens, denn auch eine Fusion mit einem norwegischen Ölkoncern kann dauerhafte Rettung beschert. Die Wendung bringt Gewinner und Verlierer, Letztere sind meist in der Überzahl.

Nach rund fünf Stunden bleibt der große Knalleffekt, auf den dieses Stück zuzusteuern scheint, aus. Das erscheint stimmig: Auch im echten Leben ist das Ende selten spektakulär.

Theater „Diamante“ von Mariano Pensotti. Wiener Festwochen, Erste-Bank-Arena, bis 19. Mai.

Als sich die Politik radikalierte

Die Entdeckung eines verschwundenen Buches als Zeitzeugnis.

ANTON THUSWALDNER

SALZBURG. Bücher verschwinden nach geraumer Zeit von der Bildfläche. Manchmal kommen sie im Abstand von vielen Jahrzehnten wieder, weil sie uns etwas über unsere Gegenwart zu berichten wissen. Paula Schliers Debüt, 1926 erschienen, gehört dazu. Es traf den Geist einer Zeit, der von politischer Radikalisierung gekennzeichnet war. Die Autorin schreibt als Zeitzeugin, indem sie Beobachtetes und Erlebtes festhält. Sie nimmt die Ich-Perspektive, schreibt aber eine Petra als Verfasserin vor, sodass der Text, so autobiografisch er auch gründlicher ist, nicht zwingend als authentisch zugeschrieben werden darf.

Mit dem Begriff der Neuen Sachlichkeit, die auf Klarheit, Schmucklosigkeit und Unerbürtlichkeit in der Schilderung sozialer Verhältnisse getrimmt ist, trifft man die Poetik von Paula Schlier nur ungern. Hier schreibt keine Autorin, das Buch ist glanzvoll gearbeitet und reflextionsgesättigt.

In einzelnen Szenen, die markante Vorkommnisse in den Mittelpunkt rücken, beschreibt Paula Schlier intensiv und in sprachlicher Feinarbeit, wie sich einfache Men-



BILD: SN/BRUNNENARCHIV

schen unter dem Zugriff der „Neuen Zeit“ zu Objekten verwandeln und wie die, die das sagen haben, Rücksichtslosigkeit zur Norm erheben. Sie erzählt von denen, die als Helden in den Ersten Weltkrieg gegangen sind, wenige später in Lazaretten auf ihren Schmerz reduziert sind. Zur Zeit des Oktoberfestes beginnt sich die Erzählerin zu den Holzbaracken „dort, wo der Nordwind über die Hochebene weht“, um den in die Unsichtbarkeit abgeschobenen armen Kindern Münchens einen Besuch abzustatten.

Ganz nah an die rohe Gedankenwelt der Nationalsozialisten gerät sie, als sie als Stenotypistin im „Völkischen Beobachter“ arbeitet. Sie lernt die abwertige Gedankenwelt der Patrioten kennen: Ein Theaterdirektor „taugt nichts, weil er nicht deutschgesinnt, wahrscheinlich sogar von jüdischer Abstammung ist!“. Intensiv bekommt sie mit, wie der Hitlerputsch vom November 1923 gegen die parlamentarische Demokratie scheitert und die Redaktion zugesperrt wird. Von Erleichterung keine Spur, das Zerstörungswerk geht weiter. Als Sekretärin hat die Erzählerin keinen Einfluss auf die Vorgänge in der Redaktion, aber sie führt Tagebuch und ist in der Lage, die Stimmung und die einzelnen Charaktere sehr genau in Sprache zu bringen.

Ist es den Innsbrucker Germanistinnen Annette Steinseis und Ursula A. Schneider zu verdanken, dass dieses Buch wieder leicht zugänglich ist.

Buch: Paula Schlier: Petras Aufzeichnungen oder Konzept einer Erzählgeschichte nach dem Diktat der Zeit. Geb., 206 S., Otto Müller, Salzburg.



Litauen, wie es das Strandleben genießt

Regisseurin Rūgilė Barzdžiukaitė, Autorin Vaiva Grainytė und die mit Musik arbeitende Künstlerin Lina Lapelytė haben für den litauischen Pavillon der Biennale von Venedig einen klassischen Sandstrand im Erdgeschoss eines großen Lagerraums aufgebaut. Während die Besucher von einer Galerie hinabblicken, sonnen sich da beispielsweise ein Pensionist, lesen Erwachsene Urlaubslektüre, zeichnet eine Jugendliche, spielen kleine Kinder mit Bällen, und auch ein Hund schlafst am „Strand“. Abwechselnd beginnen die Darsteller, mehrheitlich professionelle Sänger, im Stil eines politisch engagierten Singspiels in der Tradition von Brecht jeweils 50 Minuten lang zu singen: Lieder über Hundekot und Sonnenbrand, über globalisierte Warenströme oder den Verzehr von Garnelen. Der originelle Beitrag erhält am Samstag den Goldenen Löwen für den besten Länderpavillon.

BILD: SNALA BIENNALE/ANDREA AVEZZO